

Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 4 (1911)
Heft: 3

Artikel: Der Herr Pfarrer
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-406170>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Freidenker

Offizielles Organ des Deutsch-Schweizerischen Freidenkerbundes

Herausgegeben vom Deutsch-Schweizerischen Freidenkerbund.
Postfachkonto VIII 964.
Secretariat: Bändermarkt 20, Zürich 1.

IV. Jahrgang. — 1. März 1911.
Erscheint monatlich. No. 3. Einzelnnummer 10 Cts.

Abonnement: Schweiz Fr. 1.20, Ausland Fr. 2.— pro Jahr.
Alle Schweizerischen Postbüreau nehmen Abonnements entgegen.
Inserat: 6 mal gespaltene Nonpareilzeile 15 Cts., Wiederholungen Rabatt. — Inseraten-Regie: Bongelt & Cie., Zürich 3.

Freidenkertum und Freimaurerei.

Was ist Freimaurerei?

„Die Synagoge Satans“, erwidern die einen; „eine Schule der Tugend“, versichern die andern, „die den Weg zur Vollkommenheit, durch den Schleier der Symbole hindurch, weist“.

Raffen wir diese Phrasen und sehen wir die Sache selbst an. Das Allgemeine Handbuch der Freimaurerei¹⁾ sagt: „Freimaurerei ist die Tätigkeit eng verbundener Männer, die unter Anwendung sinnbildlicher, größtenteils dem Maurerhandwerk und der Baukunst entlehnter Formen, für das Wohl der Menschheit wirken, indem sie sich und andere sittlich zu bereichern suchen, um dadurch einen allgemeinen Menschheitsbund herbeizuführen, den sie unter sich im kleinen bereits darstellen wollen.“ Und ausführlicher definiert Fintel²⁾: „Die Freimaurerei ist, nach innen, edle Gesinnung, Begeisterung für das Ideal der Menschheit, selbstbewußte, auf die Erfüllung der menschlichen Bestimmung hingearbeitete Arbeit. Jeder einzelne soll sich selbst bearbeiten, von allem Menschheitswidrigen reinigen und sich dahin ausbilden, daß er gerecht, liebevoll, human gegen alle Menschen denkt und handelt. Sodann ist die Freimaurerei, nach außen, ein kunstgerechtes, gesellschaftliches Bauen an der Vollendung der menschlichen Gesellschaft. Gleich der realen Baukunst erfordert auch die geistig-sittliche einerlei ideale schöpferische Tätigkeit, andererseits Rücksichtnahme auf die realen Bedingungen des Daseins, auf das Material, d. i. also auf die Natur des Menschen und der Gesellschaft, auf die Gezehe der Bildung und Entmischung beider. Und in diesem Sinne ist in aller Kürze gesagt: Freimaurerei ist die kunstgerechte, gesellschaftliche Verbesserung der auf edler und weltbürgerlicher (kosmopolitischer) Gesinnung und auf Sittlichkeit beruhenden Humanität.“

Was ist Freidenkertum?

Der internationale Freidenkerkongress in Rom hat einstimmig die darauf von Ferdinand Buisson gegebene Antwort angenommen³⁾:

„Das Freidenkertum ist keine Doktrin (kein Lehrgebäude); es ist eine Methode, d. h. eine bestimmte Art und Weise, seine Gedanken und seine Handlungen auf allen Gebieten des individuellen und gesellschaftlichen Lebens zu lenken.“

„Diese Methode besteht nicht in der Aufstellung gewisser Wahrheiten, sondern im aufrichtigen und allgemeinen Bestreben, überall und nirgends die Wahrheit zu suchen, und zwar ausschließlich mit Hilfe des natürlichen, durch Vernunft und Erfahrung erleuchteten Verstandes.“

Säht man die Begriffsbestimmungen der Freimaurerei

und des Freidenkertums aneinander, so erkennt man leicht, daß sie einander weder ausschließen, noch auch decken; mit andern Worten: den allgemeinen Definitionen nach kann ein Freidenker zugleich Freimaurer, ein Freimaurer zugleich Freidenker sein; nichts aber verpflichtet einem Freidenker der Freimaurerei, nichts einem Freimaurer der Freidenkerbewegung anzugehören.

In der Praxis ändert sich der Tatbestand einigermassen. Das darf niemand wundern: Freidenkertum wie Freimaurerei sind historisch gewordene Bewegungen, verschiedenen Wenden unterworfen, verschiedensten Bedingungen ausgelegt, welche alle mehr oder weniger auf die Form, manchmal sogar auf das Wesen der Bestrebungen Einfluß gehabt haben. — Es ist ganz selbstverständlich, daß das Freidenkertum in katholischen Ländern anders vorgeht als in protestantischen, daß in politischen Verbänden mit oder ohne Staatskirche, in Monarchien oder in Republiken, in Zürich oder Luzern, in Großbritannien oder in Spanien es sich entsprechend verändert. Wenn selbst die theoretischen Grundlagen von diesen Unterschieden bis zu einem gewissen Grad beeinflusst werden, wird das niemand wundernehmen.

Die Freimaurerei in ihrer heutigen Form ist zu einer Zeit entstanden, in der die klarsten Geister fast alle noch am Gottesglauben festhielten, wenn sie auch das Christentum verworfen⁴⁾. Dieser Glaube hat sich noch in den Prinzipienverfassungen und den Ritualen vieler Maastrichten bis heute erhalten. So erklärt die Schweizerische Großloge „Alpina“⁵⁾: „Der Freimaurer verehrt Gott unter dem Namen des allmächtigen Baumeisters aller Welten, denn „der Freimaurer vertritt die religiösen Lehren der kirchlichen Verein und verlangt infolgedessen von seinen Mitgliedern kein Glaubensbekenntnis“⁶⁾. Jedermann ist es freigestellt, sich unter dem „Allmächtigen Baumeister“ vorzustellen, was er will, so daß auch erklärte Atheisten der Schweizer Freimaurerei angehören. — Der größere Teil der französischen Maurerei (der „Grand Orient de France“) hat allerdings die Baumeister-Formel, als der Gewissensfreiheit nicht entsprechend, abgelehnt.

Wenn die Freimaurerei sich theoretisch allen Glaubensbekenntnissen gegenüber völlig neutral verhält, so hat die geschichtliche Entwicklung der praktischen Maurer-Tätigkeit in einzelnen Ländern bestimmte Stellungnahmen aufgenommen. Dazu gehört, in gewissen von dem Königshaus protegierten Logen Preußens, die Nichtaufnahme von Juden; dazu gehört vor allem der allgemeine Kampf gegen den Alerikalismus. Von jeder waren Kom und die Freimaurerei erbitterte Feinde. Das darf niemand wundern: das Prinzip der Gewissensfreiheit ist eine der Grundlagen der Maurerei, während die katholische Kirche die Unterwerfung

¹⁾ Selbst Voltaire, der — wie bekannt — sich kurz vor seinem Tode in Paris in eine Freimaurer-Loge aufnehmen ließ, war bis zu einem gewissen Grade gottesfürchtig.

²⁾ Antwort auf die Angriffe gegen die Schweizerische Freimaurerei, Bern 1892, Seite 14.

³⁾ Dieses Vorgehen ist von den meisten Logenbänden als unmaurerisch getadelt worden.

Allen unter ihre Dogmen als ihr wichtigstes und undiskutierbares Recht proklamiert hat und proklamiert. Wer nicht für den Papst, der ist verdammt — und in der Tat haben eine ganze Reihe Häupte die Freimaurerei als Institution und alle Freimaurer insbesondere verflucht und in den Bann getan. Natürlich war die Antwort der Maurerei ein Kampf gegen das Papsttum, und das Ende der weltlichen Macht des Papstes, die Trennung von Kirche und Staat in Frankreich, die Gründung einer von den Merkmalen unabhängigen Universität in Brüssel usw. usw. sind zu gutem Teil der Tätigkeit der Logen anzuschreiben.

Wie in allen Vereinigungen ist natürlich auch in der Freimaurerei der ihr herrschende Geist in letzter Linie durch die Mentalität ihrer tätigen Mitglieder bestimmt; da wo Freidenker an den Arbeiten der Logen regen Anteil nehmen, werden diese auch den Geist des Freidenkertums bis zu einem gewissen Grad rein zum Ausdruck bringen.

Viele Freidenker stehen der Freimaurerei feindselig gegenüber, weil sie ihre „Geheimerei“ verwerfen. Demgegenüber muß erklärt werden, daß Geschichte, Grundzüge und Zwecke des Bundes keineswegs Geheimnisse sind, sondern allein gewisse Zeichen und Gebräuche, die zur wechselseitigen Erkennung der Mitglieder dienen, geheim gehalten werden. Dies ist notwendig: da jeder Freimaurer in allen Logen der Welt brüderliche Aufnahme finden muß (es gab deren am 1. Januar 1911 nicht weniger als 22,511 mit 1,897,561 Mitgliedern), so ist es für ihn von Wert, daß er seine Identität durch Beweise persönlicher Natur feststellen kann. Dies geschieht durch gewisse Zeichen und Gebräuche, die ein regeres, aufmerksames Studium erfordern, als andere sind. Sie bieten daher eine weit bessere Garantie als etwa eine Legitimationskarte, die leicht zu fälschen wäre und von Anderssprachigen gar nicht verstanden würde.

J. B. Mc. B.

Frömmigkeit und Furcht.

Unzertrennlich ist die Furcht vom Glauben, von der Frömmigkeit. Kindern, wenn sie noch im zartesten Alter sind, wird von einem Herrgott erzählt, der alle Untugenden straft, wenn nicht hier, so aber im Leben nach dem Tode. Wer im Glauben erzogen ist und ihn nicht aufgibt, der bleibt zeitlebens in der Furcht. Mag er mit Jubelstimm täglich seine Gebete verrichten, mag er fleißig arbeiten, mag er sich ehrlich bemühen, seine Schuldiagnose zu tun, er kann doch nie wissen, ob er im Jenseits das Erban vor dem Richterstuhl des rächenden Gottes bestehen wird, ob er nicht dazu verurteilt wird, ein qualvolles, elendes Dasein zu führen.

Der Abergläubige wittert überall Unrat, er fürchtet sich bei den geringsten Anlässen. Der eine fürchtet sich, wenn eine Kartenlegerin ihm eine unglückliche Zukunft weissagt. Der andere, wenn eine winzige Maus über den Weg läuft. Es gibt kaum irgend welche Anlässe im Leben, bei welchen der Abergläubige nicht eine bedeutende Rolle spielt.

„Wer über den Glauben an ein Jenseits, an Engel, Teufel und Hexen glauben hat, wer nur einen einzigen Gott im Himmel anerkennt, der ist doch nie und nimmer abergläubisch.“

Der Herr Pfarrer.

Nach dem Französischen des Otkovan Mirbeau.

Breno ist ein kleines Dörfchen auf der Heide des Departements Morbihan.

Kings um das Dorf, dessen niedere, schmutzige Häuschen mit Stroh gedeckt sind, erstreckt sich die düstere Heide, voller roter Flecken ihrer honigduftenden Blüten. Einige dürre Schafe, einige Schafoten abgegraseter Weide, einige gerippeähnliche Büsche mit härtigen Ähren, wie die der Biegen, und blutiger, vom Ungeziefer angegriffener Saug, weiden die stacheligen Schößlinge des Ginsters ab. Da und dort heben vereinzelt Föhren ihr krummes Geißel dem grauen Himmel entgegen. Sie sind alle in der Richtung nach Nordost gebeugt; dann und wann ist zwischen den unvermeidlichen Ginsterhauden ein vierackiger Fleck frischeren Grüns, von weißem Mauerwerk umgeben, sichtbar; es sind Felder, mit spätkem Weizen und fargem Safer bebaut, trostlose Keder, dem rauhen, unfruchtbaren Boden von einem armeligen Bauernvolke mühselig entziffen. Links, mit den Wolken im Gesichtsfeld einhine verschommen, leuchtet ein schmaler Streifen Meer in dem matten düsteren Glanz eines Leichtenlakens. Die Einwohner dieses verfluchten Landes können kaum als menschliche Wesen gelten. Unter den überblühenden Lumpen, mit ihren erdfahlen, von Hunger und Fieber abgegrachten Gesichtern und gekrümmten

Nackgrat haben sie das Aussehen kranker Tiere. Sie leben von geronnener Milch und faulem Wasser, und manchmal, zu Zeiten guten Fischfanges, auch von dünnen Fischen, die sie an langen Huten an der Sonne faulen lassen. In der Nacht ruben sie gemeinsam mit ihrem Vieh auf der Fauche und dem frischen Mist der Ställe.

Und dennoch hat der Herr Pfarrer, der dieses Volk als unbeschränkter Herrscher regiert, es ohne fremde Hilfe zuwege gebracht, indem er die Leute seit zehn Jahren rückwärts auspreschte, eine neue Kirche zu bauen, die fünfzigtausend Franken gekostet, einen Glorieturm aus rosa-rotem Granit und obenauf ein goldenes Kreuz hat, das heiter und sorglos mitten aus diesem Sumpfe menschlichen Elends emporragt.

Ein kupferrotes, mit bläulichen Watternarben gezeichnetes Gesicht, zwischen einem zäufigen Knäuel vergräbener Haare; ein zahnlöser, wülfler, verzerrter Mund, in dessen Winkel von früh bis spät ein von Tabaksauche triefendes kleines Pfeifchen steckt, das ohne Unterlaß ausgeht und wieder angebrannt wird, ein hagerer, buckliger, windstiefel Körper, dessen Krümmungen, Beulen und Schunden durch die fettige, aus alten Lippen zusammengestülpte Soustane noch mehr hervortreten; so sieht der Herr Pfarrer aus. Des Tags zieht er von Türe zu Türe, von Feld zu Feld, bettelt bei einem und fordert beim andern, nimmt

Eier, Butter, Milch, dürrer Reifigholz, drückt die Mädchen herum, prügelt die Kleinen, bedroht alle Welt mit der Hölle, flucht wie ein Ruffcher und ist bei alledem mehr geachtet und geschätzt als das Bild des heiligen Trugen, der von der Wutkrankheit heilt, oder des heiligen Zwo, der die Toten wiedererweckt. Hierzulande sagt man von ihm: „Er ist ein Apostel!“

Eines Sonntags bestieg der Herr Pfarrer zur Stunde der Predigt die Kanzel und schwenkte die Kirchenfahne. Diese war ein altes, verschliffenes, entfarbtes Banner mit abgetrennten Franzen, ein von langen Nissen zerfetzter seidener Lumpen; die ehemals rotgefärbte Fahnenstange hatte sich krumm geworfen; der goldenen Laube an der Spitze fehlten die Flügel und die Weine.

Vorerst bekrusste sich der Pfarrer, dann erhob er das jämmerliche Banner vor der Menge der Gläubigen und rief: „Seht euch das an! Diese schöne rote Seide ist jetzt schwieriger als die Ästeln der Mutter Tobias! Schweine seid ihr alle, alle seid ihr Schweine, aber glaubt ihr deshalb das Recht zu haben, das heilige Eigentum, das Eigentum Gottes und der heiligen Jungfrau, in einem solchen Zustande zu lassen? Wie, oder glaubt ihr vielleicht, daß ich Derartiges am Fronleichnamstage der Prozession vorzutragen werde? Das ist ja schon zu schlecht, um meine Köp-

Mit Verlaub! sein Aberglaube unterscheidet sich von dem, was im allgemeinen als Aberglaube gilt, nicht um Sauresbreite!

Wir wollen in möglichster Kürze betrachten, welche Vorstellungen sich die Kulturvölker von ihrem Gott machen.

Gott ist ein Geist, er hat keinen Körper, also auch kein Gehirn, er denkt aber doch. Er hat keine Augen, aber er sieht; er hat keine Gehörgänge, aber er hört.

Gott hört und prüft die Gebete vieler Millionen Menschen, er verfügt, ob die Bitten, gleichviel in welcher Sprache sie vorgetragen werden, Gehör finden sollen oder nicht, er behält alles im Gedächtnis; eine Buchführung ist für ihn nicht erforderlich. Zu gleicher Zeit beobachtet er das ganze Weltall, Millionen Sonnen und unzählige Weltkörper, die Meere, die Ströme mit ihrem Inhalt, kurz alles, was existiert, nichts entgeht seiner Kenntnis.

Ohne den göttlichen Willen fällt kein Biegel vom Dache, wächst kein Baum, keine Frucht, kein Grasblum. Ohne den göttlichen Willen wird weder Mensch noch Tier geboren, ohne seinen Einfluß stirbt niemand.

Wo ein Gott die Zeit zu dem allen hernimmt, darüber kann niemand Auskunft geben.

Gegen Gott ist alle Gelehrsamkeit nichts. Alles, was Menschen erlangen haben, alle Wissenschaft, alle Erfindungen, alles hat Gott schon seit Ewigkeit her gewußt. Er hat aber die Menschen, die er liebt, so lange in der Finsternis tappen lassen, bis es ihnen im Zehntausende langen Kampfe gelungen ist, sich nach und nach von der Unwissenheit, aus dem Elend der Finsternis zu befreien.

Gott ist allbarm, hat aber die Menschen unvollkommen geschaffen, sie verfallen der Sünde. Seit dem Sündenfall hat er keine eigenen Geschöpfe, die Menschenkinder, verflucht, sie kommen mit Sünden beladen zur Welt.

Gott ist gerecht, er verhindert aber nicht, daß die Menschen sich in blutigen Kriegen mit bestialischer Rohheit gegenseitig, er läßt auch allen Haß, alle Ungerechtigkeiten, alles Böse zu.

Gott kann bei seiner Allmacht den Faß und Streit über seine Existenz und Art mit einem Wink ein für allemal befeitigen, er denkt aber garnicht daran, Aufklärung zu schaffen.

Alle Eigenschaften, welche von einem Gott behauptet werden, die unzähligen Wunder, die er jeden Augenblick verrichten soll, sie stehen in grellem Widerspruch mit der Natur und dem was wir täglich erfahren. Wer das für wahr hält, was die menschliche Vernunft bei vorurteilsfreier Prüfung als wahr nicht anerkennen kann, der gibt sich dem Aberglauben hin, er verzichtet auf den Verstand. Ob er an übernatürliche Götter, Geister und anderen Spuk und Unfug glaubt, alles ist gleich, es ist immer derselbe Aberglaube und auch das Ergebnis ist das gleiche, es ist Furcht und Aengstlichkeit. Die Wunder, die von einem einzigen Gotte erzählt und behauptet werden, den niemand kennt und der sich nie zu erkennen gibt, sie unterscheiden nur dadurch, daß sie den Geistes- und Gegenglaubenshafter und daher in erhöhtem Maße unwahrscheinlicher ergibt sich, daß der Gottesglaube nichts anderes ist als der höchste Grad des Aberglaubens.

Der Gottesglaube ist die Grundlage der Menschheit, er ist die Basis aller menschlichen Tugenden und der weitausgehendsten. Hierdurch entsteht Haß, Verachtung und gegenseitige feindselige Gesinnung, Uebel, die sich schon in frühesten Jugend in den Schulklassen und selbst auf der Gasse bemerkbar machen, wo ein Kind dem Kinde anderen Glaubens tränkende Schimpfwörter nachruft. Der Gottesglaube verhindert das Böse nicht, die Strafgesetze tun es, die von Menschen gemacht sind. Die Erhaltung des Glaubens müht nur denen, die durch ihn ihre Existenz haben.

Wenn die Frommen mit dem Gottesglauben bankrott gemacht haben, dann kommen sie mit Christus und dem heiligen Geist, sie sollen für Gott in die Breite treten. Da aber Gott, Christus und der heilige Geist eins ist, so geht es mit diesem Zauberumflickel ebenso wie mit jedem Wunderglauben, den die menschliche Vernunft ablehnt.

Um aber noch etwas von der Gottheit zu retten, rufen die Frommen: „Die Gottheit ist in jedem Menschen, sie ist in der ganzen Natur.“

Diese Worte klingen recht zuversichtlich. Es wäre ein wahrhaft idealer Zustand, wenn die Gottheit, d. h. das Vollkommene, in jedem Menschen zu finden wäre. Denn ist aber nicht so, denn viele Menschen sind durch und durch verlottert und unverbesserlich. Die Gottheit ist auch in der Natur nicht überall anzutreffen, denn sie schafft viele Unvollkommenheiten. Das Ideal in der Menschenrass, die Gottheit in der Natur, sie kann nicht nach Gutdünken ver-

fügen, sie wird weder gefürchtet noch angebetet, sie richtet keinen Schaden an.

Die Furcht, die von den Priestern aller Glaubensgemeinschaften hegehrt und gepflegt wird, treibt oft Blüten, die Heiterkeit erregen. Mit kindlicher Furcht wird versucht, die freidenkerische Literatur zu unterdrücken. Nach dem jesuitischen Grundlag: „Der Zweck heiligt die Mittel“, streift mancher Gläubige die Hand nach einem Freidenkerblatte aus, wenn es in Zeitschriften oder anderswo öffentlich aussteigt, um es sich in rechtswidriger Weise anzueignen und zu besetzen. Durch ein so läppisches, unaufrichtiges Tun soll der auf moralischer Grundlage ruhende Glaube gestiftet werden! Welch armseliges, vergebliches Bemühen! Naive Menschen, die nur Bibel, Gesangbuch und ähnliche Schriften lesen, wobei ihr Gehirn in träger Ruhe verharren kann. Sie haben keine Ahnung davon, welche Nischenausdehnung die Literatur der Freidenker in allen Weltteilen gewonnen hat. Wer mit der Befestigung eines Freidenkerblattes einen Erfolg träumt, dem wird man es nicht verübeln, wenn er meint, das Meer auszu schöpfen zu können.

Der Wunderglaube ist durch Menschen entstanden, durch Menschen wird er befestigt werden. An seiner Stelle wird ehle Nächstenliebe walten, die alles umfaßt, was Menschen angeht trägt. Die Liebe wird sich auch auf die Tiere übertragen, die in unseren Tagen oft noch roh behandelt werden.

Wer sich durch ernstes Denken vor neuen Weltanschauungen emporgeworfen hat, der hat die Pflicht, auch die Frauen und Kinder der vom Aberglauben zu befreien. Wer es nicht tut, der ist noch lange kein Freidenker, er hat den Haß der Glaubensbeziehung noch nicht überwunden. Sollen Frauen und Kinder solange im Glaubenswahn schmachten, sollen sie die vielen Seelenkämpfe solange durchmachen, bis sie sich durch eigenes Nachdenken frei machen, dann würde der schädlichen Glaubensphantasie und ihrem Anhang die besten Dienste geleistet werden.

Die Pflicht, die Moral gebietet uns, bei allen unseren Mitmenschen das zur Geltung zu bringen, was wir als wahr, als gut anerkennen.

In der Gefängnis-Kirche.

(Nach Alexander Gismabia)

Auch ich nun ging
— Es war leichin —
Wie and'ere Sträfling
In die Kirch' hin,
Die Predigt einmal
Anzuhören,
Nichtlich kann sie mir
Gut behelfen?
Ich hörte so oft:
Wenn Gott nur wirkt,
Und des Betters Stab
Sich nicht wie ein Stint
...
Ich sah kein Wunder,
Rein Geringes ...
Wie uhn, läte,
Der Engelstanz, ...
War nicht so dumme,
Während der Andacht
Sah' sich kaum um.

Beim Gesang hat ihn
Sanftmüt' gequält,
Auch bei der Predigt
Schönen erzählt.
Die alten Märdchen ...
Mit schwerem Stöhnen,
Doch manchmal Aug'
Entronnen Tränen ...
Weil die Märdchen
Wunden ergläubt,
Bewusst hat
Kein einiges Gmpt;
Und in ganzen
Konzernate,
Waren doch noch
Ihre, ...
Dem beten Raff ...
Es war ein:
Ich — und ter Pfaff' ...
Salomon Samla.

Der soziale Wert der Christuslehre.

(Schluß.)

Ein anderer, schwerwiegender Punkt in der sozialen Bewertung der Christuslehre ist das Verhalten i. e. die Doktrin des Stifter der sexuellen Frage, dem Geschlechtsproblem, gegenüber. Wie, man muß fragen, hat er da gehandelt? War Jesus ein Asket, oder war er es nicht? Das ist eine Frage, die recht schwierig zu entscheiden ist, die wohl nie endgültig zu entscheiden sein wird. Aber soviel ist sicher: er hat diesem einschneidenden Thema nie seine sorgfältige oder auch nur annähernde Beachtung gewidmet; er hat es meistens ignoriert. Zugegeben ist allerdings, daß er in Bezug auf einzelne Aspekte, also Eheleben, Ehescheidung, gewisse Normen aufgestellt hat. In Matth. XIX. 6 und Mark. X. 9 lese ich: „Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden.“ Und weiter (Matth. XIX. 9): „Wer sein Weib entläßt ... (und freit eine andere), der bricht die Ehe.“ Ich habe darauf mehrfache Antworten. Ad. 1 erwidere ich: Jeder religiöse Schwärmer könnte und würde so antworten! Ad. 2 frage ich: Ist es recht, ist es billigenkend, ist es gefühlvoll, ein solches Ge-

bot in allen Fällen aufzuerlegen? Tausende von jungen Eheleuten gibt es, welche, die vorschnelle Wahl bitter bereuend, nun für das ganze Leben aneinander gefesselt sind und nun eine Eritzung gegenseitigen Hasses und Zwistes auszufokten haben! ... Ist dies recht, ist es absolut unerlässlich? ... Wäre es da nicht besser, wenn, unter dem Druck einer gefunden öffentlichen Meinung, die Gescheidung sich an die Gesellschaftswissenschaft wenden würde und da Rat erholte? Würde diese Wissenschaft nicht weise, einsichtige, humanitäre Lehren erteilen — bessere als die eines verblendeten Fanatikers vor 2000 Jahren in einem Winkel Syriens? ... Ich denke: Sicherlich! ... Und die dritte Antwort, die man in Bezug auf die sexuelle Doktrin des Christus geben muß, ist, daß er die Bevölkerungslehre nie eingehend behandelt, auch nur annähernd betrachtet hat. Aber gerade die Bevölkerungslehre ist von ungeheurer, von einschneidender Wichtigkeit für das soziale Leben aller Völker. Sie birgt in sich das Wohl oder Wehe der kommenden Geschlechter, der zukünftigen Generationen; sie ist der Kreuz- und Knotenpunkt aller sozialen Fragen, und sie zu verkennen, heißt sich als Stümper in der Gesellschaftswissenschaft erweisen!!!

In dieser Beziehung hat sich Christus ein bedauerliches Zeugnis als sozialer Reformator aufgestellt. Diese Lücke ist es, welche den sozialen Wert der Christuslehre auf ein recht bescheidenes Maß reduziert.

Der Gründer hat nie die Normen erkannt, die Grundprinzipien aufgestellt, welche das geschlechtliche Leben der Völker (also der Individuen) gedeihlich machen und so die Grundlage zu einem wahren, wissenschaftlichen und praktischen Hedonismus bilden könnten. Ueber die Formen der sexuellen Verbindung — ob Monogamie, Polygamie bezw. Polyandrie, über die Frage der — absoluten oder relativen — Ehelosigkeit, des tentativen geschlechtlichen Zusammenlebens — alle diese brennenden Fragen der Kulturmenslichkeit — und so manche andere, hat er sich, soviel ich weiß, nicht geäußert. Ja, das ist ein schwerer Vorwurf, eine bedauerliche Lücke. Denn nichts ist sicherer, als daß alle anderen sozialen Schäden (e. g. Wohnungsnot, Arbeiterelend, Militarismus, Verrohung und Verwilderung der Jugend, Trunksucht, Kriminalität etc.) auf dieses Problem hin konvergieren, in ihm ihren Zielpunkt und ihren Abschluß finden. Das Gesellschaftsproblem, die sexuelle Frage, ist das erste und oberste Problem unserer Tage. Sie ist der Angelpunkt, um welchen sich alle anderen Bestrebungen — seien sie wirtschaftlicher, sozialpolitischer, erzieherischer etc. Natur — drehen und stets drehen werden. Es ist die rätselhafte, geheimnisvolle Spinne, welche mit Tod bedrängt denjenigen, der das Problem nicht löst.

Wohl ist das Problem weder neu noch unlösbar. Es wurde schon in den Tagen des Altertums (also bevor Christus!) von den griechischen Philosophen!) erkannt und, wenn auch nur in ungefährender Weise, behandelt. Denn die damals erhältliche Kenntnis, die Beobachtungen und Data waren zu gering, um das Thema gehörig auszubauen. Für Jahrhunderte — man kann sagen: für nahezu zwei Jahrhunderte — schlief die Sache, bis ein großer englischer Denker sie aufgriff, die bezüglichen Daten — wenn auch unter großen Mängeln und Hindernissen — sammelte, die er in einer Abhandlung, zu einem ersten und unter dem Titel: „Die Bevölkerungslehre: Betrachtungen über dieselbe und über ihren Einfluß auf das menschliche Wohlergehen“ in Buchform herausgab. Damit war das Eis gebrochen: die Sache trat vor das Forum der Öffentlichkeit. Dieser Mann, dieser große Denker, dieser echte Humanitarier hieß Thomas Robert Malthus. Sein Name wird unsterblich bleiben. Es ist wahr, Malthus hat nicht immer die bestmöglichen Schlussfolgerungen aus seiner Lehre gezogen — das war eben dem kistenartigen Wissen seiner Zeit gemäß unvermeidlich — aber die Prämissen, von denen er ausging, sind nie beanstandet worden und seine Postulate haben seitdem befruchtigenden — und ja, segensreichen! — Abschluß gefunden durch die Fortschritte der modernen Wissenschaft.

Und die Bewegung ist im Gange — auf der ganzen Welt. Der Schneeball ist ins Rollen gekommen; bald wird er zur Lawine anschwellen. In allen Ländern, unter allen Nationen gibt es weislichsinnige Männer, edelbedenkende Frauen, welche es sich zur Aufgabe gemacht haben, durch Wort und Schrift dahin zu wirken, daß Kenntnis von der Notwendigkeit vorbeugender Mittel unter die ärmeren und unteren Volksklassen gelange. Das geschieht heute schon und wird mehr und mehr gesehen trotz des Widerstandes verrückter Monopolisten, beutegieriger Beamter und scheinheiliger Dunkelmänner!

*) Siehe Mato: „da Republica“.

föpfe damit zu scheuern! Lagediebe, Nichtstuer, Keyer, Parafitär, die ihr seid, die sich lieber mästen und beluften, ihr verstockte Sünder! Ihr wollt euch nicht darum kümmern, ob der liebe Herrgott, die heilige Jungfrau und alle Heiligen des Himmels halbnaht und zerfekt herumgehen! Aber wartet, ich will euch was erzählen, denn das muß ein Ende haben, mit euren Schussereien und Verbrechen. Ich habe heute nach den lieben Herrgott gesehen, er war voller Zorn und hat mir gesagt: „Ich will ein neues Banner haben, hörst du, verdammt! Gnd! Ein schönes, reichergoldenes Banner, ein Banner für mindestens vierzig Franks. Johann Marie wird dazu zehn Sous hergeben, Peter Kernow wird zwanzig Sous geben, die Mutter Kobias, die eine alte Knickerin und schuffige Diebin ist, muß zwei Franks hergeben! Dantu, der vorige Woche ein Kalb verkauft hat, wird drei Franks geben! Und alle anderen müssen drei Sous, ein Duzend Eier und einen Lohf Schmalz bringen.“ — So, jetzt wißt ihr, was mir der liebe Gott gesagt hat.“

Einen Augenblick hielt er ein. Die Gläubigen waren ganz bestürzt; keiner wagte die Augen auf den Herrn Pfarrer zu erheben, der fortsetzte:

„Werk auf, was mir der liebe Gott noch anvertraut hat! Er hat mir anvertraut — es sind seine eigenen Worte, die ich euch wiederhole — er hat mir folgendes an-

vertraut: „Und wenn sie sich weigern herzugeben, was ich verlange, dann wird es mit ihrer Sache schief gehen; in tolle Hunde, in tote Käiber, in Meerfagen, in Fledermauje werde ich sie verwandeln und sie alle in die Hölle schicken!“

Ein Sohngelächter von der anderen Seite der Kirche unterbrach ihn. Bei der Türe stand der alte Grenzwachter, schaukelte sich hin und her, strich sich kosend den weißen Anebelbart glatt und lachte ungläubig und spöttlich. Rasend, Schaum vor dem Munde, schrie der Herr Pfarrer ihn an: „Was lästst du da, fnebelbärtiger Keyer, Zollquittung des Teufels! Glaubst du, Gott kenne dich nicht? Glaubst du, er wisse nicht von deinen Schurkenstreichen? Er hat mir auch von dir gesprochen: „Ja, diese fnebelbärtige Kannille geht in die Stadt, das geraubte Strandgut verkaufen, und dieses Teufelsgeld teilt er mit den Schmugglern! Warte! Warte! Wenn der Anebelbart nicht vier Franks gibt, wird er zuerst ins Gefängnis und später in die Hölle wandern! ...“ „Was, da lästst du nicht mehr, Abtrünniger!“

Und zu den Gläubigen gemendet, schloß er: „Ihr habt den Willen Gottes vernommen. Nach der Messe werdet ihr ins Pfarrhaus kommen und eure Gaben bringen. Und weh dem, der fehlen wird!“

Der Herr Pfarrer wollte das Banner wieder ein, legte es hinter die Kanzel und wuschte sich den Schwelz von der

Stirne, der in Strömen herunterran.

„So, und jetzt,“ sagte er nach einer Pause, „noch etwas anderes ... Der Präsekt ist gestorben. Das war ein jämmerlicher Herr, der mit den anderen republikanischen Schweinehunden die heiligen Brüder betriebe hat. Wenn aber einer von euch dennoch für ihn bitten will, mag er's tun! Es ist keine Sünde. Ich werde noch ein Vaterunser und eine Ave für unseren heiligen König beten, der wieder kehren wird!“

Und drohend drehte sich der Pfarrer gegen den Grenzwachter, der nun nicht mehr lachte; und während er mit der Faust auf die Holztafelung der Kanzel mächtig aufschlug, rief er aus: „Und er wird wiederkehren, trotz aller Anebelbärte!“

Boraufer niederkniete, mit gnädiger Gebärde das Zeichen des Kreuzes machte und unverständlich murmelte: „In nomine patris et filii et spiritus sancti, Amen“.

Draußen entrollte die Heide die Armut ihres ewig unfruchtbaren Bodens, und die dürren Gesehe, die Schatten der abgezehrten Pferde, die gerippten Klüße mit bärtigen Schnauzen, wie die der Ziegen, und mit blutiger, vom Ungeziefer angefressener Haut webeten unter dem tieftraurigen Himmel die fahlgelben Spröcklinge der dornigen Stauden ab.